

Gedanken zum neuen Roman von Ingomar von Kieseritzky „Da kann man nichts machen“, 269 Seiten, CH Beck, August 2001, 38 Mark.

Ingomar von Kieseritzky gilt seit seinem Erfolgsroman „Das Buch der Desaster“ (1988) als Meister des intellektuellen Humors auf höchstem literarischem Niveau. Seine Bücher stecken voller gebildeter Anspielungen und versteckter Zitate, manche erfunden, manche echt. Kieseritzkys Helden sind fast durchweg gescheiterte Privatgelehrte, die an seltsamen wissenschaftlichen Projekten arbeiten, die sie nie abschließen, weil sie seelisch wie körperlich meist völlig am Ende sind. Im neuen Roman ist es ausnahmsweise und leider wenig originell ein Schriftsteller wider Willen, der von einer reichen Verwandten den Auftrag erhält, den Roman der Familie zu schreiben. Dieser Roman wird (natürlich) nie fertig, am Ende gibt es ein Manuskript über den Versuch, den Roman zu schreiben. Dieses Manuskript enthält zwei Kapitel des Romans, die im Paris des 19. Jahrhunderts spielen. Um die Konstruktion noch komplizierter zu machen, lässt Kieseritzky in der Rahmenhandlung einen tschechischen Schaffner den auf der Zugtoilette des Vindobona-Expresses zwischen Berlin und Wien verstorbenen Schriftsteller finden, dessen Manuskript stehlen und lesen. Der Schaffner beschließt daraufhin, ebenfalls einen Roman zu schreiben, das Werk sozusagen zu vollenden. Das klingt so kompliziert, wie es sich liest. Erschwerend für die Orientierung des Lesers kommt hinzu, dass Kieseritzky ein wahres Pandämonium kränkelder, durchgeknallter, dem körperlichen und oft auch geistigen Verfall preisgebener Gestalten auflaufen lässt. Alle leiden an Verstopfung, Übelkeit, gichtigen Zehen, Kopfschmerzen, faulem Bein und was es sonst noch an Gebrechen gibt. Man verliert schnell den Überblick im Stammbaum der Familie des Erzählers Randolph K. wie auch im neuen Roman Kieseritzkys.

Kränkelder Querköpfe, häufig auch geniale Hypochonder, finden sich zuhauf in Kieseritzky-Romanen. Die Ursache des maladen Zustandes des Kieseritzky-Personals ist nicht ganz klar. Man darf aber vermuten, dass die tägliche Anmaßung der modernen Welt daran schuld sein muss. Kieseritzkys Helden sind den Anforderungen des Lebens einfach nicht gewachsen. Sie sind nicht so lebensstüchtig wie ihre erfolgreichen Zeitgenossen. Die minutiöse Beschreibung ihrer täglichen kleinen und großen Niederlagen hält deshalb viel Trost für leidende Leser bereit. Und bietet Kieseritzky viel Anlass und Gelegenheit, Körpervorgänge, vor allem Körperausscheidungen, minutiös bis zum Ekelerregen zu schildern. Bei Kieseritzky wird traditionell viel getrunken und gegessen, um es dann wieder auszuscheiden. In „Da kann man nichts machen“ sind es besonders die Ausscheidungen, die es dem Erzähler angetan haben. Viele Szenen spielen auf Toiletten: „Bewusstlos folgte er dem Gang zur gekachelten Pissrinne

und erleichterte seine Blase. Aus dem Cabinet hörte er eine vertraute Stimme, die da sagte: Merde alors! Diverse Flüssigkeiten wurden ausgestoßen.

Ist dir unwohl, fragte Lionel höflich. Ablenkung tat not.

Dumme Frage, sagte der Doktor, Vomitus und Diarrhöe in einem...danke der Nachfrage.“

Früher lobte man Kieseritzkys Texte ob ihrer Sinnlichkeit. Aber je älter der Autor wird, um so moribunder und geriatischer wird die von ihm geschilderte Körperlichkeit. Erotik, Sex kommen nur noch selten vor, dafür nehmen ausführliche Krankheitsbilder bald 50 Prozent des Textes ein. Das ist streckenweise witzig, in der Häufung seines neuen Romans aber doch ziemlich redundant.

Selten, dass bei Kieseritzky mal eine Geschichte gut ausgeht. Meist scheitern die Protagonisten mit ihren großen Plänen, weil sie unterwegs von einer Abschweifung zur nächsten taumeln.

Das ist auch der Erzählstil Kieseritzkys. Rein quantitativ hat er sich in „Da kann man nichts machen“ gegenüber dem Vorgängerroman „Kleiner Reiseführer ins Nichts“ noch

zurückgehalten. Aber viel stringenter ist auch der neue Roman nicht erzählt. Eine

durchgehende Handlung war noch nie Kieseritzkys Sache. Er nutzt einen einfachen Plot, um viele kleine Geschichten, Anekdoten, Szenen zu erzählen. Und die sind meistens haarsträubend

komisch. Um so komischer, weil sie Kieseritzky geschliffen kühl vorträgt. Man hat seinem intellektuellen Humor schon mal Arroganz vorgeworfen. Kieseritzky kann mit Eiseskälte schreiben: „Leoparden müssen eigentlich nicht sein“ und damit die Charta des

Welttierschutzbundes für null und nichtig erklären. Hart am reinen Nonsense verbrät er in

immer neuen Abschweifungen abgelegenstes Bildungsgut und wüste Sprachspiele. Er schreckt auch nicht vor Kalauern zurück. Neu hinzu kommen in „Da kann man nichts machen“

anrührend poetische Szenen, vor allem in den Kapiteln, die aus der Sicht des tschechischen

Schaffners erzählt werden. Vielleicht liegt das daran, dass dieser Vicovic ausnahmsweise kein

Intellektueller ist, und Kieseritzky seinen Zynismus etwas zurückhält, der sonst seine

Schilderungen mit viel Galle trinkt.

Es gibt sogar Stellen im Buch, an dem just diese gallige Ironie, die Kieseritzkys Stil prägt,

kritisiert wird. Die Auftraggeberin des Familienromans, den der Erzähler schreiben soll, selbst

eine erfolgreiche Verfasserin von Trivialromanen, wirft ihm just diese ironische Erzählhaltung vor: „Wenn man wie du alles mit Ironie imprägniert, wenn man wie du...kaum etwas ernst

nimmt, dann ist eine solche Prosa, die durchaus ihre Qualitäten hat, eine Fälschung.“ Das

könnte man auch Kieseritzky vorwerfen. Wer nur Absonderlichkeiten schildert, wer so gut wie

alles ausblendet, was den Alltag des Lesers (angenommen er ist halbwegs bei Gesundheit)

ausmacht, wer sich von Roman zu Roman in immer abstrusere Kunstwelten flüchtet, wer sich

dann über die von ihm geschilderten Absonderlichkeiten ausschließlich lustig macht, der verliert irgendwann das Interesse auch des wohlwollendsten Lesers.

„Der Familienroman ist tot“, sagt der Ich-Erzähler, als er sich daran macht, just so einen Roman zu verfassen. „Die noch Lebenden sind uninteressant, die alten Toten vergessen. Nach meiner Theorie, verfasst nach einer Dose Thunfisch, hätte so ein Projekt nur in Form von Nekrologen einen gewissen Sinn, und seine eigentliche Bedeutung läge in den Beschreibungen ausgewählter Finale bestimmter Personen.“ Genau das tut er dann: Schildert misslungene und gelungene Selbstmordversuche, sich in Geisteskrankheiten flüchtende, am Leben scheiternde Menschen. Lauter Krankheiten, lauter Absonderlichkeiten, angedeutete Perversionen. Einmal sagt der Ich-Erzähler: „Ich sagte mir: Rationalität, meine Güte, was soll das!“ Den Aufstand gegen die Vernünftigkeit verfolgt Kieseritzky schon seit seinem Debüt 1968 und nahm damit den französischen Poststrukturalismus vorweg. Randolph K. leidet unter einem „Darm-Hirn“. Das Gastrische steht dem Mentalen sehr nah, wie der Kieseritzkysche Blödsinn der kühlen Kieseritzkyschen Klugheit. Kieseritzky kann in einem Satz sehr derb werden und im nächsten philosophisch reflektieren. Ob man über Fäkal-Witze lachen mag, ist letztlich auch eine Geschmacksfrage: „Integre Ausscheidungen des Menschen“, sagt jemand bei Kieseritzky, „seien selten.“

Sicher ist, dass Ingomar von Kieseritzky einer der großen Stilisten deutscher Sprache ist. Er hat sich in mehr als dreißig Jahren, in vielen Romanen und noch mehr Hörspielen, einen unverwechselbaren Ton angeeignet, den man sofort aus der Masse des übrigen heimischen Literaturschaffens heraushört. Wenn überhaupt vergleichbar, dann vielleicht mit dem Humor eines Arno Schmidts.

Mittlerweile zitiert Kieseritzky nicht nur die Weltliteratur, sondern auch sich selbst. Seine verschrobenen Figuren fangen an sich zu gleichen. Manchmal treten sie unter gleichem Namen, aber in unterschiedlicher Funktion erneut auf. So gab es den Großwildjäger Basorgia aus „Da kann man nichts machen“ auch schon einmal unter diesem Namen in seinem Roman von 1991 „Der Frauenplan“, damals war er noch Kunsthistoriker. Das sind intertextuelle Scherze für Kieseritzky-Kenner und Fans. Die werden sicherlich auch den neuen Roman ihres Meisters goutieren. Die anderen werden mehr denn je verständnislos zurückbleiben.

Kieseritzkys Romane spielen in der Kieseritzky-Welt: weit weg vom üblichen Alltag durchschnittlicher Erdenbürger, irgendwo im Studierstübchen eines durchgeknallten, alkoholisierten Gelehrten oder Schriftstellers. Wer sich auf diese schräge Welt einlässt, amüsiert sich königlich. Aber um überhaupt in diese Welt eintreten zu können, sollte man mit einem anderen Roman beginnen: „Das Buch der Desaster“ von 1988, Kieseritzky at his best.